

ERRI DE LUCA
DAS LICHT DER
FRÜHEN JAHRE



ullstein

ERRI DE LUCA, geboren 1950 in Neapel, hat mehr als 30 Romane, Essays und Übersetzungen veröffentlicht. Seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und zu internationalen Bestsellern. Erri De Luca wurde 2010 mit dem Petrarca-Preis ausgezeichnet und 2013 mit dem Prix Européen de Littérature.

Von Erri De Luca sind in unserem Hause bereits erschienen:
*Der Tag vor dem Glück · Das Gewicht des Schmetterlings · Montedidio ·
Fische schließen nie die Augen · Mein Wort dagegen · Den Himmel finden*

ERRI DE LUCA
DAS LICHT DER
FRÜHEN JAHRE

Erzählung

Aus dem Italienischen
von Anette Künzler

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2020

Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Anette Künzler

© Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

© für die deutsche Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

© 1989 by Erri De Luca

Übersetzt aus dem Italienischen: *Non ora, non qui*
Die Originalausgabe erschien 1989 bei Feltrinelli.

Die Deutsche Erstausgabe erschien 2000
im Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Orthografie und Interpunktion wurden behutsam modernisiert.

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Titelabbildung: © Rae Russel/Getty Images

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-29101-7

Solange er noch sein Augenlicht besaß, machte mein Vater Fotografien. Ein ganzes Regal füllte sich mit Bildern von uns, aufgenommen bei besonderen Anlässen wie auch in alltäglichen Situationen. Nicht mehr als zehn Jahre umfasst diese Sammlung: die Jahre des ersten Wohlstandes, vor seiner Erblindung. So bleibt nur eine Dekade bis ins kleinste Detail dokumentiert, vielleicht die einzige, die zu vergessen mir gelungen ist. Das Fotoarchiv jedoch frischt meine Erinnerung nicht auf, es ersetzt sie lediglich.

Es war eine Zeit der Orientierungslosigkeit, als ich im Alter zwischen neun und neunzehn war. Wir zogen in ein besseres Viertel, und die Armut endete ebenso abrupt wie die Kindheit. In dem neuen, schönen Haus sprach man nicht mehr über die früheren Zustände, die steile Straße, den Regen in der Küche, den Gassenlärm.

Wo wir früher wohnten? In einer anderen Stadt. Auch dort sprachen die Leute den Dialekt, aber am Ende der bau-fälligen Treppen herrschte immer Dunkelheit.

Wir sprachen kein Neapolitanisch. Die Eltern verteidigten sich gegen die Armut und die Umgebung mit der italienischen Hochsprache. Sie waren sehr einsam und empfingen auch keine Freunde, denn sie konnten ihnen in der winzigen Wohnung keinen Platz anbieten. Der Krieg hatte ihr Hab und Gut vernichtet. Am Ende war von ihrem früheren Vermögen nichts mehr übrig geblieben. Als sie heirateten, konnten sie ihren Gästen nicht einmal eine Erfrischung anbieten. Von diesem Kummer sprachen sie oft, für sie war es das Symbol vieler schwieriger Jahre.

Dann endlich kamen die ersehnten Veränderungen, für die sie den Mut nie hatten sinken lassen.

Uns Kindern – ich war der Ältere, dann kam meine Schwester – wurde eine Erziehung zuteil, die mir im Hinblick auf die finanziellen und räumlichen Beschränkungen richtig erschien: Man sprach mit gesenkter Stimme, saß gesittet am Tisch und versuchte, die wenigen guten Kleider, die man besaß, nicht zu beschmutzen. In der kleinen Wohnung bewegte man sich diszipliniert. Darauf wurde im neuen Haus weniger Wert gelegt, aber die früheren Verhaltensregeln hatte ich verinnerlicht. Sie waren ein Zeichen des Maßhaltens zwischen mir und dem mir zugeteilten Stückchen Welt, was mir in dieser Form später nie mehr gelingen sollte.

Ich konnte nicht ordentlich sprechen. Während mein Verstand den ersten Buchstaben diktierte, drängte mein Mund schon darauf, den letzten auszusprechen. Ich stotterte, weil ich schnell zum Ende kommen wollte. Zum Ausgleich gelang es mir, Gegenstände ins Gleichgewicht zu bringen. Zum Ausgleich: Ich verwende diesen Ausdruck, weil ich glaube, dass jede Fähigkeit, die man besitzt, wechselseitig mit irgendeiner Ungeschicklichkeit verknüpft ist. Mir gelang es, Dinge für einige Augenblicke in der Schwebelage zu halten: Eine Gabel blieb auf ihren Zinken stehen wie eine vierbeinige Ballerina, ein Stift stand ganz von allein auf dem Blatt und markierte einen Punkt.

Warum nun das Gleichgewicht, das ich bei einigen Dingen herstellen konnte, mich für die in meinem Mund durch-

einanderpurzelnden Worte entschädigen sollte, weiß ich wirklich nicht; aber dennoch war ich der festen Überzeugung, dass diese beiden Eigenschaften einen Ausgleich in mir schafften.

Eine Geschichte, die mich seit meiner frühesten Kindheit nicht mehr loslässt, handelt von einem Engel, der die Kinder in der Stunde ihrer Geburt an ihrem Mund berührt. Mir muss dieser Engel einen etwas kräftigeren Schubs gegeben haben, denn ich wurde ein Stotterer. Das war die Variante der Geschichte, die ich zu hören bekam. Als ich ein Kind war, besuchte mich nachts oft ein Engel, um an meinen Mund zu pochen, aber es gelang mir einfach nicht, ihn aufzumachen und den Engel willkommen zu heißen. Nach einer Weile ging er wieder fort, und zurück blieben in der Dunkelheit seine Federn und meine Tränen.

Ich erzählte niemandem davon, denn ich dachte, dass die Erwachsenen von den Geschichten, auch von meiner eigenen, nicht viel verstehen würden. Ich war eher ein gedankenverlorenes als ein stilles Kind.

Wie alle in diesem Alter wünschte auch ich mir einen Hund – ein unerfüllbarer Wunsch in unserer kleinen Behausung. Ein gelber Ball mit verblichenen bunten Tupfen wuchs mir ans Herz, und ich liebte seinen guten Gummigeruch. Wenn ich allein im Zimmer war, sprang der Ball übermütig um mich herum und spielte mit mir Fangen. Dann schrie meine Mutter plötzlich, dass ich damit aufhören solle, und vor lauter Angst ließ ich den Ball unter dem Bett verschwinden. Ihre Stimme regelte meinen Atem und ließ ihn stocken, sobald sie sich auch nur ein bisschen erhob. Diese

Stimme war ein großer Teil der Welt, die ich kannte. Ich lernte, sogar hinter der Wand auf sie zu hören.

Seit einiger Zeit rühre ich am Abend diese alten Geschichten wieder auf und stöbere in den alten Negativen meines Vaters. Von einigen habe ich Abzüge machen lassen. Eines davon hat meine Aufmerksamkeit ganz besonders geweckt.

Ich verstehe nicht, wer es gemacht haben könnte. Es zeigt einen Teil der Via Torretta, wo wir sonntags immer bummelten. Ich kann die Schaufenster der Konditorei Fontana erkennen, bevor das alte Schild ausgetauscht wurde. Zu der Zeit, als wir im neuen Haus wohnten, holten wir dort immer Kuchen und gingen dann zum überdachten Markt, um unsere Einkäufe zu machen. Meine kleine Schwester kam immer gerne mit, mal vergnügt, mal missgelaunt, aber stets aufgeregt wegen des gemeinsamen Ausfluges. Mir verursachte die sonntägliche Stadt nur Unbehagen. An den anderen Tagen waren die Menschenmassen und die Autos, die im Zentimeterabstand an den Füßen vorbeierollten, ganz normal, man versperrte sich gegenseitig den Weg und war ständig zu Ausweichmanövern gezwungen. Aber am Sonntag verdüsterten sich die Gesichter noch mehr; auch heute noch, auch hier. Der Tag des Herrn brachte die größten Stimmungsschwankungen mit sich, auch bei uns. Ich habe zu sehr unter den Irritationen gelitten, die ganz plötzlich die Atmosphäre verändern und einen die Augen niederschlagen lassen. An der sonntäglichen Formation hing ich damals wie ein totes Gewicht, und bis ich ungefähr sechzehn Jahre alt war, gelang es mir nicht, davon befreit zu werden.

Ich sah, dass etwas mit der Stadt geschah, und das war nicht bloß der Eindruck eines kleinen Menschen, der verwirrt und mit Unbehagen feststellen musste, dass er kein Kind mehr war. In der alten Gasse war die Stadt unbeweglich, vielschichtig, eng und überfüllt gewesen. Ich kannte das ständige Fiebern der Leute, die nicht mehr länger arm sein wollten. Aber nun hatte sich eine nie gekannte Erregung eingeschlichen, ein Ruf nach Eile durchlief das alte Viertel. Ohne ersichtlichen Grund hatten die Leute plötzlich ein brennendes Gefühl der Dringlichkeit. Ich sah nur noch, wie ein geheimnisvoller Ratschlag befolgt wurde, den offensichtlich alle vernommen hatten: *Beeilt euch*. Auf den Gehwegen gewährte man sich keinen Durchlass mehr, man zog nicht mehr die Mütze zum Gruß, man ging nicht einmal mehr dem Polizisten aus dem Weg. Die armen Leute hatten mit ihren guten Manieren auch die Geduld und die Angst abgelegt, und sie kleideten sich nun besser. In meiner Gasse kreischten die Frauen nur noch. Ich verstand es nicht, wenn die Wut aus ihren Eingeweiden durch die Kehle in den Mund und in die Augen stieg. Ich sah ein, dass sie schrien, um eine Entfernung zu überbrücken, und mir gefiel der Gesang eines von unten auf der Straße bis hinauf in den obersten Stock gebrüllten Namens. Es waren Namen mit vielen Buchstaben, denen die Anrede vorausging und die Verkleinerungsform folgte: *Donna Cuncettinaa*. Wenn dann die Verständigung, über den ganzen Lärm hinweg, zustande gekommen war, folgte in einem harten und kurzsilbigen Dialekt ein kurzes Gespräch. Die Wutschreie jedoch konnte ich nicht verstehen. In meiner Kindheit hatte ich sehr oft eine

Gänsehaut. Die Stadt, die sich überhaupt nicht darum kümmerte, erregte in mir Übelkeit. Rotz, Spucke, schleimiger Husten, Durchfall wegen der Kälte: das alles löste in mir einen Brechreiz aus, an dem ich schier erstickte. Ich schämte mich für meine Zimmerlichkeit. Die Vorwürfe, die mir die Erwachsenen deswegen machten, waren ja berechtigt.

Wegen der Kälte bekam man unweigerlich Dünnpfiff. Als Kind hatte ich das gewusst, später aber wieder vergessen, und jetzt kommt es mir vor, als würde ich dieses Phänomen eher erfinden als mich daran erinnern. Die Kälte habe ich wiederentdeckt, als ich viele Jahre später an einem Wintermorgen auf dem Bushalteplatz von Bruneck in Südtirol stand. Diese Kälte duftete nach dem Frost, der aber nicht bis in die Häuser drang, nach schneebedadenen Tannen, nach gefettetem Leder und brodelnden Kaffeemaschinen. Ich sog die eisige Luft ein und erinnerte mich plötzlich wieder an die modrige Kälte in meiner Gasse, wo den Passanten die Stimme gefror und niemand mehr richtig sprechen konnte und wo auf einmal jeder stotterte. Die Hände waren angeschwollen, der Durchfall verseuchte den knappen gemeinsamen Raum, und dort, wo ich herkomme, sagte man: vor Kälte stinken.

In Bruneck erlebte ich, wie der Frost duftete, spürte die Fröhlichkeit, die darin stecken konnte und die ich nicht kannte. Ich erfuhr, wie gut die Kälte riechen kann. Aus den Schornsteinen stieg eine dünne Rauchsäule auf, wie brennender Weihrauch.

Ich war zimperlich, eine Schwäche, die schwer zu verbergen war.